

# Konrad Ferdinand Meyer : zum 100. Geburtstage : 11. Oktober 1925

Autor(en): **Vögtlin, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **29 (1925-1926)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

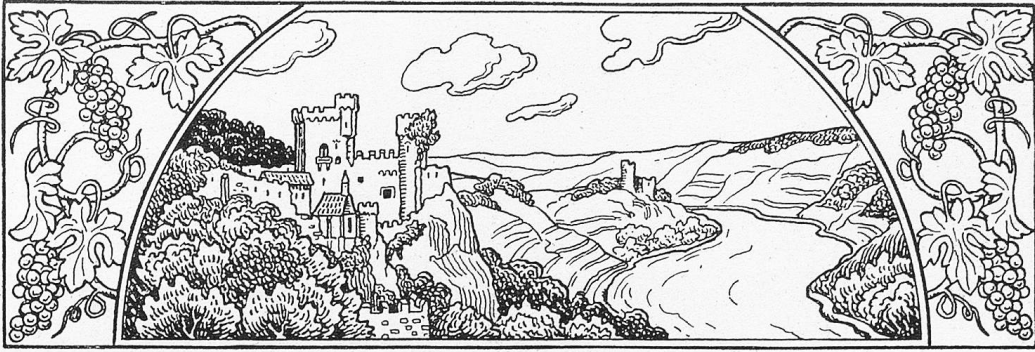
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661568>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## Das heilige Feuer.

Auf das Feuer mit dem goldnen Strahle  
 Hestet sich in tiefer Mitternacht  
 Schlummerlos das Auge der Vestale,  
 Die der Göttin ewig Licht bewacht.

Wenn sie schlummerte, wenn sie einschliefe,  
 Wenn erstürbe die versäumte Blut,  
 Eingesargt in Gruft und Grabestiefe  
 Würde sie, wo Staub und Moder ruht.

Eine Flamme zittert mir im Busen,  
 Lodert warm zu jeder Zeit und Griff,  
 Die, entzündet durch den Hauch der Musen,  
 Ihnen ein beständig Opfer ist.

Und ich hüte sie mit heil'ger Scheue,  
 Daß sie brenne rein und ungekränkt;  
 Denn ich weiß, es wird der ungetreue  
 Wächter lebend in die Gruft versenkt.

G. F. Meyer.

## Conrad Ferdinand Meyer.

Zum 100. Geburtstage. 11. Oktober 1925.

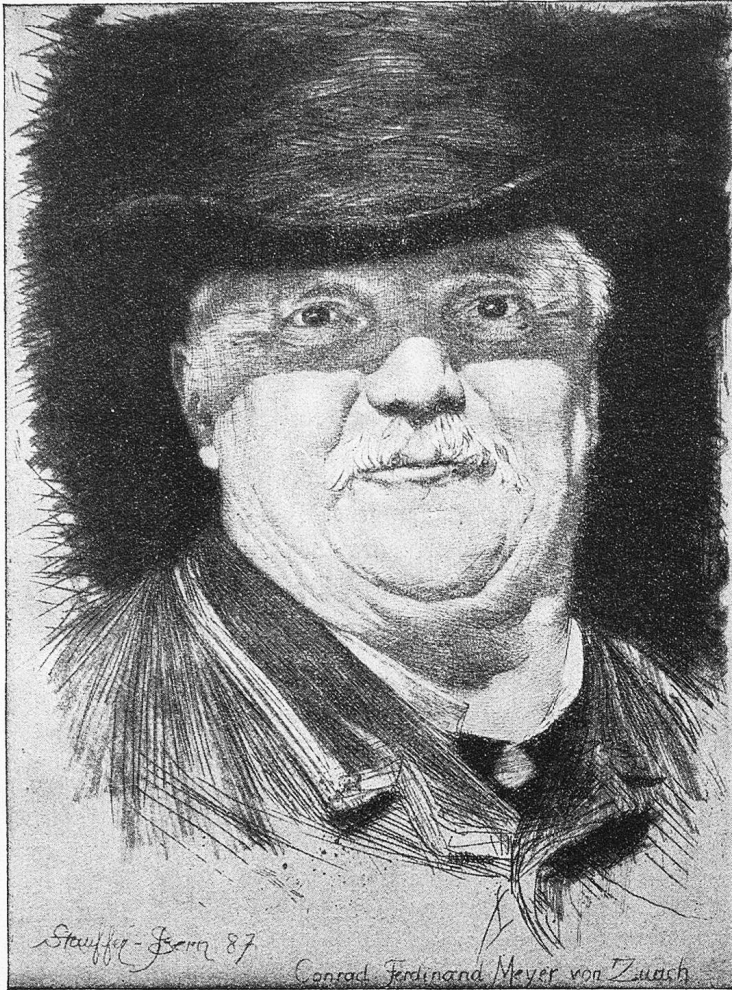
„Vor die Trefflichkeit setzten den Schweiß die unsterblichen Götter; lang auch windet und steil die Bahn zur Tugend sich aufwärts, und sehr rauh im Beginn, doch wenn sie zur Höhe gelangt ist, leicht dann wird sie hinfort und bequem, wie schwer sie zuvor war.“ Hesiod.

Vor 27 Jahren gestorben, ist C. F. Meyer heute lebendiger denn je. Ein Dichter der Gemütsiefe, der seelischen Erschütterung, ein Dichter des Gewissens. Einer von Denjenigen, welche die Kunst nicht sich zum Spiel oder den Genießenden zur bloßen Erholung, sondern ihnen und sich selber zur Befreiung und Erlösung ausüben. Und so offenbart sich in seinen Dichtungen eine Fülle von Schicksalen und erschütternden Empfindungen, durch deren Darstellung der Dichter seine Auferstehung und Selbstüberwindung feiert; aber „Je schwerer sich ein Erdensohn befreit, je mächtiger rührt er unsere Menschlichkeit“ heißt es in Meyers episch-lyrischer Dichtung „Guttens letzte Tage“. Darum wird ihn nicht verstehen, wer nie sich selbst bekämpft und besiegt, wer nicht mindestens einmal in seinem Leben mit Guttens empfunden hat: „Mich reut der Tag, der keine Wunde schlug, mich reut, daß ich nur einmal

bin gebannt, mich reut, daß oft ich Menschenfurcht gekannt! Mich reut — ich beicht' es mit zerfnirstem Sinn — daß nicht ich Guttens stets gewesen bin.“ Diese Alle werden Meyer nicht in sich aufnehmen und seiner „kalten Größe“ den Rücken wenden.

Aber jene Tausende, denen er das Herz bewegt hat, Alle, die mit den geistigen Augen zu schauen gewohnt sind, was bei der Lesung seiner Werke und zu deren Verständnis unbedingt vorausgesetzt wird, als bei irgend einem Dichter der Neuzeit, wissen, daß seine Kunst gelebt und nicht bloß erdacht ist. Auch scheinbar ihm fremdliegende Stoffe hat er mit wunderbarer Tiefe nach- und durchempfunden, so daß die Erzeugnisse seiner Muse durchweg den Stempel seines Geistes und seines dichterischen Wesens tragen. Und Keiner sagt, wie er, so knapp nur das, was notwendig gesagt werden muß. Keiner nimmt unsere Phantasie so stark in Anspruch wie er und überläßt ihr so rastlose Mitarbeit; aber wie tief sind dafür die Eindrücke, wie fruchtbringend wirken seine Bilder, wie scharf umrissen, in leuchtenden Marmor gemeißelt, stehen seine Gestalten vor unserer Anschauung! Das sind Vor-





Aus dem Kunstverlag Amster &amp; Rutherford, Berlin W. 8.

züge, die auf der höchsten künstlerischen Gewissenhaftigkeit, Selbstzucht und Reife des Dichters beruhen, ihm den Stempel des Meisters, des wegweisenden Vorbildes verleihen, aber ihm mit Ausnahme des „Zürg Senatsch“, von dem bereits Hunderttausende von Exemplaren in die Welt gefahren sind —, zugleich auch den Weg in die große Lesewelt verschließen, während allerdings die Gebildeten ihn mit Stolz den ihrigen nennen. Dieser Vorzug soll nicht bedauert sein. Auch ein weiterer nicht: die Selbstherrlichkeit, mit der er sich seinen meist gewaltigen Stoffen gegenüberstellt, nachdem er mit ihnen gerungen und sie niedergezwungen hat. Da zeigt es sich erfreulich, daß er nicht sowohl der Dichter der Vornehmen, als ein vornehmer Dichter ist. Denn viele seiner Stoffe würden von der Großzahl moderner Dichter mit Sicherheit zu Sensationsromanen ausgemodelt worden sein. Unter seinen Novellen haben „Das Amulet“, „Plautus im

Nonnenkloster“, „Das Leiden eines Knaben“, „Der Heilige“, „Zürg Senatsch“, unter den Gedichten viele, zum Beispiel „Die spanischen Brüder“, „Die Füße im Feuer“, „Hussens Kerker“, „Lutherlied“, dann „Hutten's letzte Tage“ starkes tendenziöses Salz; allein hier bewährt sich eben der vornehme Künstler, der durch das Mittel der Poesie das Salz zu völliger Auflösung bringt. Es bleibt selten ein Niedererschlag, der uns an die Unzulänglichkeit der dichterischen Bearbeitung erinnert. Die Masse kristallisiert in der Regel restlos aus. Nirgends drängt uns der Dichter seine Anschauung auf: das sollt ihr denken und dies sollt ihr glauben. Gleichwohl fühlt man heraus, auf welcher Seite sein Herz schlägt und daß er einst protestantisch gebetet hat. Das sei ihm nicht verargt, ist er doch auch hierin das Produkt seiner Zeit und seiner Umgebung. Die religiösen Zänkereien und die Vertreibung des freisinnigen Theologen David Strauß aus Zürich bilden seine ernsteste Jugenderinnerung. Die Beschäftigung mit religiösen Problemen wurde ihm zur Gewissenssache. Kein Wunder, daß er unwillkürlich Farbe bekennet. Meyer ist überhaupt eine religiöse

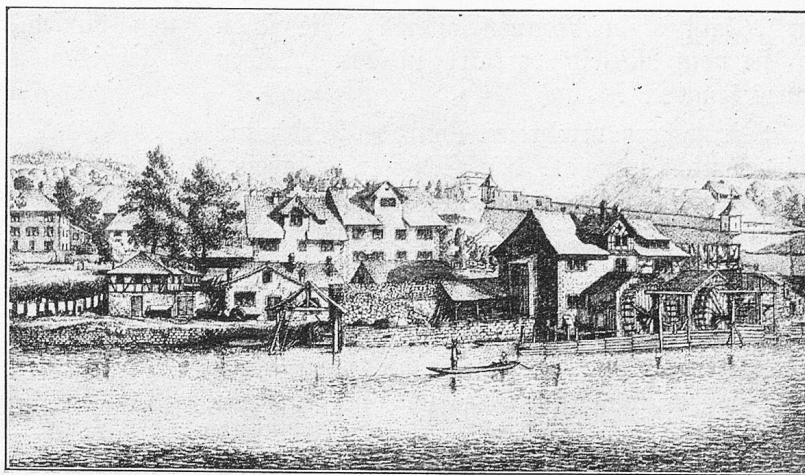
Natur, und welcher Dichter wäre es nicht auf irgend eine Art? Daß er aber die Religion, in welcher Form sie sich immer vorfinde, in den Dienst des Gewissens stellt, wie es „Angela Borgia“, „Der Heilige“, „Die Richterin“, die sich selbst richtet, beweisen, kann ihm nicht hoch genug angerechnet werden. Bezeichnend für ihn nach dieser Seite ist ein Stück aus einem Bekenntnis: „Was Gott ist, wird in Ewigkeit kein Mensch ergründen. Doch will er treu sich allezeit mit uns verbünden!“

Nun entspricht es wiederum der Vornehmheit seines Wesens, daß Meyer die innern Erlebnisse und Erschütterungen, die Seelenkämpfe und Gewissensqualen nicht zu pretentiösen Ich-Romanen ausspinnnt, sondern ihnen, abgesehen von seinen lyrischen Gedichten, durchweg historische Gewandung verleiht. Und wenn er nun allgemein als ein unnachahmlicher Meister der historischen Novelle gilt, so geschieht dies nicht etwa, weil er durch die Darstellung historischer



Ereignisse, oder durch Museumskennntnisse glänzt, sondern weil er den wissenschaftlichen Kleinfram geradezu verschmährt und einfach mitten in große Weltgeschichte hinein einen bedeutenden Menschen stellt, in dessen ergreifendem Schicksal sich der Zeitcharakter und die Bewegungen der Epoche aufs Klarste wieder spiegeln, indem er den Helden damit in intime Verbindung setzt. So eröffnet er fast ungewollt tiefe Perspektiven in den großen Weltgang und so wird das schildernde Beiwerk,

aus welchem moderne Romanschriftsteller eine prunkende Hauptsache machen, als solches gewertet. Wenn er auch Naturalist im edelsten Sinne der Bezeichnung ist, das heißt den Menschen als das Produkt seiner Umgebung betrachtet, so verschmährt er es eben doch, das Milieu ebenso ausführlich zu behandeln wie das Produkt — und mit Recht, da es sich aus der bloßen Punktierung ergänzen läßt. Auch sonst hat er mit den modernen Naturalisten nichts gemein. Der Vortrag ist nicht wie bei Diesen eine beständige Erschütterung, die uns auf die Nerven schlägt, sondern besitzt das Geheimmittel der höchsten Kunst: Ruhe in der Bewegung.



Die alte Walche bei der Neumühle in Zürich mit dem Geburtshaus des Schweizer Dichters Conrad Ferdinand Meyer.

Daher sind seine Werke ein eigentlicher Gesundbrunnen für das nervöse Jahrhundert. Die zündendsten Konflikte, den Ausbruch gräßlichster Leidenschaften dämpft er durch seine phänomenale Beherrschungsgabe. Demgemäß ist auch der saubere Ausdruck. „Maßhalten“ ist seine künstlerische Überzeugung, gebändigte Kraft ist die wahre Schönheit, nicht die entfesselte, rasende; über die blutigsten Geschehnisse breitet er den Schleier der Schönheit aus. Dazu kommt noch — das Rätselhafte und von den Historikern Unerklärte zieht ihn an —, daß er die schwierigsten psychologischen Tatsachen und Ungeheuerlichkeiten auf die einfachsten Motive zurückzuführen versucht und versteht, wie kaum ein Zweiter.

Aber dem Dichter, der, wie wir sehen, die schöne nur selten theatrale Wirkung als Hauptforderung für alles künstlerische Schaffen anerkennt und befolgt, fehlen auch Ironie, Humor und Satire nicht. „Das Amulet“ bringt Demjenigen Rettung, der nicht an seine Schutzkraft glaubt, und vermag den Gläubigen nicht zu schützen vor der tödlichen Kugel. Durch den verhängnisvollen „Schuß von der Kanzel“ wird mittels der schlimmen Praktik des Generals Werdmüller der Jagdpulver liebende Pfarrherr von der Kanzel verdrängt und muß dem jungen Vikar weichen, der seine Tochter liebt. Und was für heißende Satire füllt das hohle Wunderkreuz



Das Haus zum St. Urban an der Stadelhoferstraße in Zürich 1 (das Stammhaus der Familie Meyer), woselbst Conrad Ferdinand Meyer in den Jahren 1857 bis 1862 seine dichterische Tätigkeit begann.

in „Blautus im Nonnenkloster“! Wie schön ist sie vom Mitleid verklärt in den „Leiden eines Knaben“!

Wir aber verehren Conrad Ferdinand Meyer nicht nur als den Schöpfer erhabener und merkwürdiger, origineller Gestalten, nicht nur als den Priester der Schönheit; wir haben Grund, ihn als den Sohn seiner Heimat zu lieben. Nicht nur daß mehrere seiner Novellen auf Schweizerboden spielen, daß er in andern Schweizer als Berichterstatter auftreten läßt, oder daß er in „Jürg Jenatsch“, der für sein Vaterland Freundschaft, Glaube und Liebe und alles irdische Glück opfert, der sich selbst verrät, um die geliebte Heimat zu retten vor der Habsucht fremder Mächte, daß er gerade in dieser Erzählung der Schönheit der Schweiz seine wärmsten Schilderungen widmet, — sein markiges Wesen innerhalb seiner künstlerischen Betätigung, seine kraftvolle Gedrungenheit, seine Wärme und Aufrichtigkeit, seine zwinglianische Kampfesfreudigkeit sind so durchaus schweizerisch, daß wir ihn mit Stolz den Unsern nen-

nen dürfen. Über seinen Werken schwebt „Firnlicht“. Lassen wir ihm das Wort:

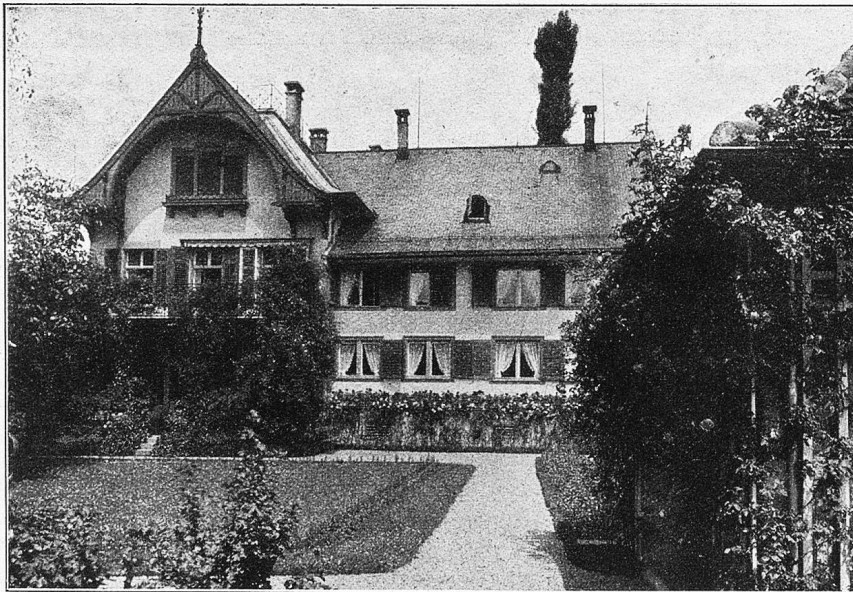
Wie pocht das Herz mir in der Brust  
Trotz meiner jungen Wanderlust,  
Wann, heimgewendet, ich erschaut'  
Die Schneegebirge, süß umblaut,  
Das große stille Leuchten!

Ich atmet' eilig, wie auf Raub,  
Der Märkte Dunst, der Städte Staub.  
Ich sah den Kampf. Was sagest Du,  
Mein reines Firnelicht, dazu,  
Du großes stilles Leuchten?

Nie prahl' ich mit der Heimat noch,  
Und liebe sie von Herzen doch;  
In meinem Wesen und Gedicht  
Allüberall ist Firnelicht,  
Das große stille Leuchten!

Was kann ich für die Heimat tun,  
Bevor ich geh' im Grabe ruh'n?  
Was geb' ich, das dem Tod entflieht?  
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,  
Ein kleines stilles Leuchten!

Seine Werke, vor allem seine Poesien — mehrere Proben bietet dieses Heft — sind ein großes stilles Leuchten geworden, das noch langhin über seinem Grabe wirken und weben wird. Nicht die Summe seiner Werke tut's; es ist der poetische Vollwert des Einzelnen, was er geschaffen.



Das Sterbehaus Conrad Ferdinand Meyer's in Kilchberg bei Zürich.

### Hochzeitslied.

Aus der Eltern Macht und Haus  
Triff die zücht'ge Braut heraus  
An des Lebens Scheide —  
Geh und lieb' und leide!

Freigesprochen, unterjocht,  
Wie der junge Busen pocht  
Im Gewand von Seide —  
Geh und lieb' und leide!

Frommer Augen helle Lust  
Ueberstrahlt an voller Brust  
Blickendes Geschmeide —  
Geh und lieb' und leide!

Merke dir's, du blondes Haar,  
Schmerz und Lust Geschwisterpaar,  
Unzertrennlich beide —  
Geh und lieb' und leide! C. F. Meyer